

## Kriegsende und drei Jahre in russischer Gefangenschaft

Als gegen Ende 1944 die Front immer mehr nach Ostpreussen gedrückt wurde, fragten wir uns alle bang: "Was werden uns wohl die nächsten Wachen bringen?" Das sollten wir dann sehr bald erfahren.

Am 21. Januar 1945 war der Russe bereits in Allenstein. Auf der anderen Seite Guttstadt, im etwa 8 km entfernten Arnsdorf, fanden ebenfalls seit Tagen schwere Kämpfe statt. Eine große Unruhe hatte sich der Bevölkerung bemächtigt. Niemand wusste sich zu raten. Sollten wir flüchten oder dableiben? Flüchtlinge, die seit etlichen Tagen unterwegs waren, kamen zurück und wersuchten auf Umwegen, ihre Dörfer Höfe zu erreichen. Die Chausseen waren voller Flüchtlingstrecks und Militär. In den Gräben zu beiden Seiten der Straße lagen umgekippte Wagen. Überall an Wegen und Straßen stand herrenloses Gut.

Es war zu schwer und zu viel geworden.

Man hörte von unterwegs erfrorenen Kindern und werunglückten Menschen, insbesondere alte Leute. Zudem setzte um den 25. Januar eine noch größere Kälte ein, 22 Grad unter Null, dazu ein scharfer Wind und Schneegestöber. Bei diesem wetter auf die Landstraße? -

In unserem Dörfchen „Knopen“ hatten sich die Bauern entschlossen zu bleiben. „Der Russe ist doch auch ein Mensch“, so tröstete man sich. Nur der Ortsbauernführer, der Lehrer, sowie verschiedene Arbeiter, kurz alle Partei-Genossen, fuhren in Richtung Wormditt weg. - Deutsches Militär in kleinen Trupps waren dann unserer ständigen Gäste. Alle hatten sie wenig Hoffnung. Abend für Abend leuchtete der Himmel in allen Richtungen feuerrot. Schwere, nervenanspannende Stunden folgten. Niemand schlief mehr richtig. Es war ein dauerndes Hinhorchen auf jedes Geräusch. Sind das noch Deutsche, oder ist es schon der Russe? Kein Essen schmeckte. Die allernotwendigsten Arbeiten, vor allem das Füttern der Haustiere, wurden nur mehr verrichtet. -

Dann kam Donnerstag, der 1. Februar 1945.

Von unserem Hof aus konnten wir gut die Allensteiner Chaussee übersehen. wereinzehelte Panzer näherten sich von Battatron aus, Althof. Bald erkannten wir, dass das Russen sind. Gegen ½ 11 Uhr begann der Beschuss auf unser Dorf. Wir, d.h., alle Familienmitglieder und Hausgenossen, sowie etliche Nachbarn und Flüchtlinge, zogen uns in die Keller zurück. Unaufhörlich klirrten die M.G.-Geschosse gegen die Hausmauern. Ab und zu wurde alles erschüttert. Das war, Artillerieeinschlag unser Hofgebäude traf. Vieh und Pferde verhielten sich ruhig. Die Hunde drängten zu den Menschen, ihr Instinkt liess sie die Gefahr erkennen. - Gegen 12 Uhr brannten Nachbar Kuhns Schuppen und Scheune. Einschlag auf Einschlag erfolgte. Vom Fenster des Wohnzimmers konnten wir beobachten, wie nun auch über unsere, nach Glott zu gelegenen Felder, sich die Russen dem Dorf näherten.

Die Spannung wurde unerträglich. Die Nerven waren bis aufs Äußerste gespannt. Mit bleichen Gesichtern sassen Männer, sowie Frauen da, selbst die Kinder wagten kein lautes Wort. Ab und zu ging einer der Männer nach oben, um die Lage zu beobachten.

Gegen ½ 3 Uhr nachmittags hörte die Schiesserei auf. Bald darauf unterbrach ein vielstimmiges „Urräh“ auf unserem Hof die Stille und Füssegetrappel kündete uns an, dass die Russen bereits im Haus sind. Kurz darauf waren sie im Keller. „Uhr, Uhr, war das erste, was wir zu hören bekamen. Mit vorgehaltenem Revolver wurden uns die Uhren und Ringe abgenommen. Dann trieb man uns nach oben. Dort zogen sie uns vor allem die Stiefel aus.

- 2 -

Nun konnten wir unsere neuen „Gäste“ aus nächster Nähe mustern. Vorerst machten sie gar keinen abschreckenden Eindruck. Besonders zu den Kindern waren sie recht freundlich, steckten ihnen Schokolade oder irgend etwas Essbares zu.

Am Abend mussten wir alle in ein Zimmer, etwa 35 Personen. Dann ging das Fürchten und Bangen von Neuem los, denn immer wieder erschienen einzelne Soldaten, und mit einem „komm Frau“ schleppten sie ihre Opfer fort. Unbeschreiblich war das Entsetzen und gequälte Schreien. 13Jährige, sowie 60-70jährige, alles was Frau und Mädchen war, wurde vergewaltigt. O, Herr, wie schrecklich ist Dein Strafgericht! Manch ein Seufzer, so manch Stoßgebet rang sich über bleiche Lippen, und manch Hand umfasste fester den Rosenkranz.

Im Zimmer wurde es heiß und stickig trotz der zerbrochenen Fenster. An Schlaf war nicht zu denken. Einzelne Frauen mussten für die Russen Kartoffeln schälen. Wir erhielten nichts zu essen, auch Freitag den ganzen Tag nicht. Jedoch wagten die Männer und Kinder sich schon mal nach draußen. Im Stall, in der Futterküche, lagen die Leichen von 28-30 Russen, die am Sonnabend von unseren Männern in ein Massengrab getragen wurden, dass sie im Gemüsegarten ausschaufeln mussten. Jede Leiche wurde in Decken oder Laken oder Zeltbahnen eingewickelt.

Sonnabend gegen Mittag rückte das russische Militär ab. vereinzelt Soldaten, Plünderer, einige Flintenweiber bekam man noch zu Gesicht. Auf große Lastkraftwagen luden sie unsere Habe. Wir durften uns in der Küche etwas zu Essen machen. Doch wie sah alles aus? Töpfe und Pfannen waren besudelt und werschmiert, Teller und Essbestecke, noch mit übriggebliebenen Speiseresten, lagen draußen im Schnee. In der Speisekammer war aber der volle Trog mit frischem Speck und Fleisch unberührt. Davon wurde ein großer Topf voll gekocht, machte sich doch eine bereites ein ziemlicher Hunger bemerkbar. Wir atmeten etwas auf. Haben wir das Schwerste überstanden?

Ein Soldat erschien später und fragte nach den Töchtern Hofes. „Sind weg, weiß nicht wo“, tröstete ihn meine Mutter. Wir hielten uns versteckt. Meine Schwester lag schon seit Stunden unter einem Bett ich saß unter einem Haufen Mäntel, vor und auf uns alte Frauen und Kinder.

Der Schweiß rann mir vom ganzen Körper. Mir war so elend zumute.

Doch durften wir es nicht wagen, uns zu zeigen. Kurze Zeit später war der selbe Soldat wieder da und fragte nach uns und drohte mit Erschießen eines Teils der Leute, wenn wir nicht aus den verstecken kommen würden. Es hiess damals schon, jemand ahnte uns verraten. Noch 20 Minuten ab der Kerl uns Zeit, dann käme er wieder. Nun ging das Schreien bei den älteren Frauen von neuem los aus Furcht vor Erschiessen. Als ob der Tod noch etwas schreckliches an sich hatte. So kam ich aus dem Versteck

und begann mich fertig zumachen. Für mich stand es in dem Augenblick fest, dass es nach Russland geht. „Auf Wiedersehen, Mutter, in zwei Jahren“, war mein Abschiedsgruß aus dem Elternhaus. Meine jüngste Schwester Hilde sprach kein Wort, schaute nicht mehr zurück. Vielleicht ahnte sie, dass sie wenige Wochen später nicht mehr sein wird. -

Als eines der ersten Opfer fand ein Nachbar unseren Knecht, Bruno Ossowski, erschossen vor. Hans Rockel hatte während der Beschießung den Tod gefunden. Eine 20jährige Bauerntochter, Marie Merten, wurde ebenfalls erschossen, als sie sich weigerte, mit einem russischen Offizier zugehen, nachdem sie schon fast zu Tode gequält worden war.

Im Grossen und Ganzen hatte die Horde in unserem Dorf nicht so gemordet, wie man es später aus anderen Ortschaften hörte. Auch blieben die Gebäude größtenteils erhalten.

- 3 -

Mit drei Töchtern des Nachbarn Boenigk, den Bauern Pastel und dem Schmied Baugrund wurden wir nach Guttstadt gebracht. Auf einer Kommandantur stellte ein deutschsprechende Kommissar unsere Personalien fest. Dort trafen wir euch noch andere Dorfgenossen. Von allen Dörfern rings um Guttstadt werden die Leute gesammelt. Ohne Essen lagen wir bis Mittwoch in den Räumen des Amtsgerichts. Trinkwasser wurde aus der Alle und den Teich des Fischerparkes geholt. Soweit man von der hochgelegenen Bahnhofsiedlung die Stadt überschauen konnte, war sie ein einziges Trümmerfeld. Nur die Häuschen der Allesiedlung standen und sie ein Mahnmal ragte unsere fast unbeschädigte Dorfkirche über Guttstadts Trümmer. -

Mittwoch, den 7. Februar, zogen wir mittags bei schönem, lindem Wetter nach Allenstein. von der Chaussee aus konnten wir noch einmal unser Heimatdörfchen, sowie den väterlichen Hof sehen.

Vieh war überall auf den Saatfeldern, die schon ganz grün waren.

Ein inniges Grüßen flog zu den Lieben, die wir zurück gelassen. In unserm Treck waren etwa 4 - 500 Personen, Frauen, Männer, Kinder jeden Alters. Bei völliger Dunkelheit kamen wir in Allenstein an. Da wusste unsere Führung noch von keiner Unterkunft. In Gelände, gegenüber des Jakobsbergs, mussten wir uns in Schnee lagern. Es war eine milde Nacht, wie auch späterhin vorwiegend mildes Wetter war. Nach 10 Uhr abends brachte man uns endlich in Amtsgericht unter. De lernten wir die Enge auch der späteren Unterkünfte kennen. Allenstein war in der Innenstadt völlig zerstört. Nur die Kirche, des Treudank-Theaters und einige öffentliche Gebäude ragten aus den Trümmern.

Nach ein paar Tagen, während welchen wir wiederholt nach Listen aufgerufen worden waren, erhielten wir pro Person ein kleines Maisbrot und weiter ging es im Treck in Richtung Wuttrienen, wo wir zur Nacht in der eisigkalten Kirche ohne Stroh, ohne Decken, untergebracht wurden.

Allnälich verbreitete sich die Parole, dass wir bis Zichenau marschieren müssen, und von da aus nach Russland in Waggons transportiert zu werden. So kam es dann später auch, zirka 180 km mussten zurückgelegt werden.

Überall in den Unterkünften herrschte eine schreckliche Fülle. An Liegen war nicht zu denken. Mit angezogenen Knien sass jedes auf seinem Bündchen. In wer-

schiedenen Unterkünften wurde uns warmes Essen ausgegeben, dass in Schweinedämpfern gekocht wurde und aus Pellkartoffeln oder auch geschälten mit Rindfleisch gekochten, bestand.

Nun war die grosse Frage, worin des Essen empfangen? Es war mitunter nicht einmal eine alte Konservendose zu finden und wer eine hatte, musste sie hüten wie einen Schatz. Esslöffel gab es euch kaum mehr. Mit einen Stückchen Hole wurden die Kartoffeln aus der Dose geholt und des Dünneren wurde getrunken. Auf Sauberkeit und Zubereitung durfte man überhaupt nicht sehen. An Trinkwasser fehlte es auch immer wieder. Auf den Marsch stillte Schnee unseren Durst.

Groß wurde das Elend für ältere und kranke Personen beim Marschieren. Die allgemeine Schwäche nahm von Tag zu Tag zu, infolge der schlechten Ernährung und der ungewöhnlichen Strapazen, mussten wir manche Tage 30, 35, ja selbst 40 km marschieren. Die Trecks waren etwa 500 Personen gross. Hinter jedem fuhr ein Bollerwagen, der Alte und Kranke eine Strecke weiter fuhr. Aber wieviele hatten darauf Platz, und wieviele Hinfällige gab es? Männer, die zusammengebrochen, wurden einfach etwas abseits der Strasse erschossen. Einer der ersten aus unserem Treck war Tierarzt Dr. Ewald Holzky aus Guttstadt.

- 4 -

Viele dieser Schwergeprüften hatten nicht einmal Schuhe an. Mit Holzpantinen oder Lumpen um die Füße zogen sie Strasse des Elends entlang, auf denen sie Blutspuren in Schnee hinterliessen. -

Der Durchfall, zum grössten teil mit Blut, unter den die meisten litten, machte sie noch schwächer. Hunger verspürte man kaum. Das Maisbrot konnten die wenigsten wertragen. Eine Hand voll Schnee, ein Schluck Wasser genügte. Da mussten die Kräftigeren immer einem und dem andern helfen, entweder ihn stützen oder das Bündelchen tragen.

Unter den russischen Posten euren etliche, die alles verprügelten, was unter ihre Hände geriet. Es gab sie mit dem Kolben, mit dem Bajonett, egal wo es hintraf. Schlimmer wurde dies noch, als wir auf polnisches Gebiet kamen. Ketzerische Reden der Polen ließen die Soldaten noch grausamer werden. Viele starben unterwegs, viele in Zichenau. Einsam, der Kälte preisgegeben, hauchten sie ihr Leben aus. Sie hatten ihren Kreuzweg beendet. Zu diesen gehörte auch meine Schwester Berta, die einen Armdurchschuss hatte und dem Wundfieber erlag, und ihr Mann, Anselm Huhn der zwei Tage später starb.

Am 20. Februar 1945 werden wir in Zichenau in Waggons verladen, nachdem wir vorerst unser erste Entlassung über uns ergehen lassen mussten. In die kleineren Wagen kamen 50, in die größeren 100 Personen. Wieder kein Platz! Die Nächte wurden unerträglich. Schreien, Schlagen, Stossen. Jeder wollte einmal die übermüdeten Beine ausstrecken, doch wohin? Auf dem kalten Waggonboden, ohne Stroh, neben den zugigen Türen, mit nur einfachen Mänteln zugedeckt, mussten wir aushalten. Niemals warmes Essen, sehr wenig Trinkwasser, eineinhalb - zwei Würfel Zucker, 1 Esslöffel Konserven, dazu das russische Hartbrot (Zuchari), dass die meisten nicht beissen konnten, waren unsere Verpflegung während der achtzehn Tage dauernden Fahrt. Die letzten drei Tage war bitterkalt. Mit Haaren und Kleidern froren wir an den

Waggonwänden fest.

Während dieser Zeit zogen sich viele Erfrierungen zu. Einem 20jährigen Mädels wurden gleich nach Ankunft im Lager beide Beine bis unter die Knie abgenommen. Ohne Betäubung wurde diese Operation vollzogen.

Am 10. März kamen wir in Stalin-Horst an, bei 37 Grad Frost. Viele mussten den etwa 1 - 1 1/2 km langen Weg in Strümpfen zurücklegen, da sie entweder kein Schuhzeug mehr hatten oder der geschwollenen Füße wegen nichts anziehen konnten.

In diesem Lager erfuhr ich vom Tod meiner Schwester Hinde, von der ich in Zichenau getrennt worden war. In Smolensk hatte man ihre Leiche aus dem Waggon getragen, nachdem sie die letzten 8 Tage nur wen 1 1/2 - 2 Stück Zucker und ein paar Schluck Wasser gehabt hatte.

Friedlich, ohne Todeskampf, war sie wie viele hinüber geschlummert.

Das Sterben nahm immer größere Ausmaße an. Alle Tage in der Dämmerstunde fuhr der „Leichenschlitten“ am Lazarett vor, um die vollständig entkleideten Leichen abzuholen. In den schlecht zu heizenden Lazarett war es grimmig kalt. Mit nur einer Decke lagen die ausgezehrten Gestalten auf den harten Strohsäcken und froren langsam tot. Von denen, die dahin geschafft wurden, kamen nur wenige wieder. Die ärztliche Betreuung war mangelhaft, weit mehr mangelte es jedoch an Arzneien.

Zweimal am Tage wurde warmes Essen ausgegeben, das einmal aus Hirsesuppe mit Konserven und einmal aus Kohlsuppe mit Fisch oder Öl bestand.

- 5 -

Nach der weichlichen und ungewohnten Hirse litten viele der Frauen an Mundfäule oder Mundschwamm, während die Kohlsuppe wieder zu Durchfall führte. Brot war im Überfluss vorhanden, da es seines Sodagehaltes wegen Sodbrennen und üble Magenbeschwerden verursachte und deshalb wenig gegessen wurde. Nach etwa 4 Wochen wurden die Stärksten von uns ins Arbeitslager werschickt. Ich selbst kam Ende April mit ungefähr 250 Frauen in ein Dorflager bei Statur. Wer kann sich wohl ein Bild machen von solch einem Lager? Abgeschnitten von aller Welt, mitten in Russischen Busch standen die Baracken, die am Tage vor unserer Ankunft aus frisch geschnittenen Brettern, von frisch gefällten Stämmen errichtet werden waren. ohne Strohsack, ohne Decken mussten wir auf harten und feuchten Brettern liegen, unter denen noch Schnee auf festgefrorener Erde lag. Wer fragte denn viel nach unserer Gesundheit? werrecken sollten doch alle Niemsken wie Hunde. Je mehr, desto besser! Die werpflegung war sehr schlecht. Das Brot nass und muffig, zum Teil grün-schimmelig, wurde es doch gleichfalls in einer feuchten Baracke gelagert, aber gleichwohl war es sehr knapp und wurde mit Beisshunger gegessen. Das Arbeiten in frischer Luft und die körperlichen Anstrengungen machten uns hungrig. Die Suppen waren dünn, zum Teil so, dass man nicht wusste, ob es Tee oder Suppe sein sollte, was man uns vorsetzte. Wochenlang schwamm kein Fettauge drauf. Diese werpflegung, sowie die harte uns schwere Torfarbeit bewirkten, dass wir eher Gespenstern als menschlichen Wesen glichen. Der Anmarschweg zum Arbeitsfeld betrug 4 auch bis 8 km. Vor 4 Uhr früh wer meistens schon Wecken. Der russische Koch werteilte dann die Suppe und 400 gr. Brot, die Ration für einen Tag. Weiter sah man dann vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang nichts als Torf, Torf und Kilometerweit nur

Torf. Hörte nichts anderes, als das eintönige Geräusch der Traktoren, die den Torfböden ausfrissen. Bei Wind und Wetter, ob Sonntag, ob Wochentag immer raus zur Arbeit! Selten war ein freier Tag. Das Suchen nach Kopf- und Kleiderläusen musste in günstigen Momenten während der Arbeit vorgenommen werden und diese waren, wenn die Posten außer Sicht waren.

Die Wäsche wurde ebenfalls im Torfgraben gemacht oder wenn es doch einmal wegen heftige Dauerregens einen freien Tag gab, in unseren Essgefäßen, Körperwäsche ebenfalls von der Konsevendose aus. Es war mitunter doch ziemlich schwierig, unter solchen Verhältnissen deutsche Kultur hochzuhalten. Hatten wir bisher Plagen mancher Art kennen gelernt, so kamen jetzt noch Flöhe und Wanzen dazu. Und wie haben die uns zugerichtet! Da nur wenige von uns Frauen Kämmen besaßen, konnten wir uns auch kaum der Läuse erwehren. Zudem gab es auch immer solche, die aus Faulheit oder Nachlässigkeit ihre Nachbarinnen mit dieser russischen Kleintierzucht beglückten. Die Entlausungsöfen waren ebenfalls recht unvollkommen. Entweder wurden die Kleider verbrannt oder die Läuse darin werden erst lebendig. Oft musste ich an das Verslein denken, das die Soldaten des 1. Weltkrieges über Russland gemacht.

„Hier laust sich der Vater, hier laust sich das Kind,  
hier laust sich die Mutter, hier laust sich das Gesind.“

Die ärztliche Betreuung ließ auch in diesen Lager sehr zu wünschen übrig. Meistens waren es keine Ärzte, vielleicht hatte der eine oder andere sich während des Krieges als Sanitäter hervorgetan, oder man wollte ihn sonst irgendwie zu einer Stelle verhelfen. Vaseline und Baldrian waren die Allheilmittel bei allen Krankheiten und Verletzungen, die aber sehr häufig auch nicht da waren. Verbandstoffe gab es ebenfalls nicht, für 750 und mehr Personen ein, höchstens zwei Fieberthermometer.

- 6 -

Gegen Seuchen aller Art, wie Typhus, Paratyphus, Cholera, Ruhr usw. werden wir geimpft, ein Instrument für alle Lagerinsassen. Bis gefährliche Seuche jedoch war der Hunger. Das wusste unsere Lagerleitung sehr wohl. Doch die an sich wenigen Produkte werden verschoben. Haut und Knochen, dazu braungebrannt wie der Torf selbst, schwankten wir dahin. Pro Tag gab es durchschnittlich 5 Tote. Unter den Männern die wir zu einigen hundert im Lager hatten, war die Sterblichkeit grösser als unter den Frauen. Italiener und Franzosen, die gleich uns in Gefangenschaft kamen, sterben schon in den ersten Wochen. Das raue Klima, die Strapazen, Entbehrungen, die schlechte Verpflegung, ließen sie schnell dahinsiechen. Belgier (vereinzelt) Polen, Litauer, später auch Ungarn und Rumänen waren unsere Leidensgenossen.

Schlecht war es auch um die Kinder in unseren Leger bestellt. Mit etwas Suppe zusätzlich erhielten sie die gleiche Verpflegung wie die Erwachsenen. Grau, verfallen und alt waren auch ihre Gesichter. So waren sechs Geschwister Klein aus Freudenberg, Krs. Rössel, mit uns, drei noch schulpflichtigem Alter. Ferner war eine Frau Kather aus einem der Dörfer bei Arasdorf mit vier Kindern, das älteste 16 Jahre, das jüngste 7 Jahre im Leger. Wie ich später erfuhr, blieb dieses jüngste Kind, der Sohn Paul, der einzige Überlebende. Der Vater und ein Sohn waren ebenfalls von den

Rassen werschleppt.

Infolge der Unterernährung litt der grösste Teil der Lagerinsassen an Schwellungen. Besondere Füße, Beine und Unterkörper waren zuweilen unförmig dick. Zogen sich die Geschwulste nach Gesicht und Kopf, dauerte es nimmer lange und es wurde wieder einer nach den stillen Waldfriedhof geschleppt. Die Leichen wurden auf eine kleine Trage gelegt, Hände und Füße schleppten in Sande nach. Un vier oder fünf, je nach Anzahl der Leichen wurden sie, völlig entkleidet, in ein Loch geworfen.

Die Arbeit war nicht so schwer, doch anstrengender für die inneren Organe, besonders des Herz, gingen wir doch von früh bis spät in gebückter Haltung, um die Torfstücke über Kreuz zu legen.

In diesem Lager war die werpflegung etwas besser. Bin grosser Teil der Lagerinsassen war O.K., d.h. Sie durften nur 2 - 3 Stunden im Lager beschäftigt werden und erhielten zusätzlich 150 gr. Brot pro Tag. Viele waren 3. Gruppe und arbeiteten 6 Stunden, 1. Und 2. Gruppe sollten 8 Std. arbeiten aber oft waren es 10 und mehr. Betrug die Norm der Russenmädel 6 - 7, je nach Beschaffenheit des Torffeldes, so verlangte man von uns 8 - 9. Schaffen wir es nicht bis Sonnenuntergang, so war es bis 10 Uhr auch noch hell genug. Dann hatten wir doch den einen Vorteil und brauchten nicht zur Zählung anstehen.

Die Kücheneinrichtung war verbessert und vervollständigt. Die Sauberkeit in Küche und Lazarett war auch zufriedenstellend. Ebenso sah es im Lager und in den Baracken recht ordentlich aus. Allerdings war die Wanzenplage gross, sodass wir unmöglich in den Baracken schlafen konnten. So nahmen wir denn zeitig an Abend unsere Strohsäcke und lagerten uns im Freien. Doch stellte sich bald eine zweite Plage ein - Flöhe. Diese Plagegeister waren aber doch nicht so zahlreich vertreten. Schlimm war es, wenn es nachts regnete. Dann saßen wir wie verregnete Hühner unter den vorspringenden Dächern und warteten den Morgen ab.

Das Lager zählte etwa 2000 Personen, deutsche Männer und Frauen, polnische Männer und Frauen und wereinzelt strafgefangene Russen.

- 7 -

Todesfälle waren nur sehr vereinzelt. Im 1. Sommer, also 1945, hatte das selbe Lager 2000 Tote, bei 4000 Personen also die Hälfte, während in anderen Lagern 2/3 auf den Waldfriedhof kamen. - De Schikanen hatten ebenfalls etwas nachgelassen, mussten wir doch im 1. Sommer sehr oft nach der Arbeit 1 ganze Stunde zur Zählung anstehen, und wie oft waren es auch 2 und mehr? Und für welche Kleinigkeiten spazierte man in den Karzer, wo man dann frierend die Nächte zubrachte. Außerdem durfte uns kein Posten mehr schlagen. Das Strafrecht stand nur den Offizieren zu. Doch leider war auch hier das Sprichwort anzuwenden:

„Eine Krähe hackt der andern kein Auge aus.“

Nun, alles hat ein Ende. So wurde eines Tages auch unser Torflager aufgelöst, und wir kamen nach Ljuberie einen Vorort Moskaus in eine Landmaschinenfabrik. Hier lernten wir ein neues Arbeitsfeld kennen, denn welche deutsche Frau hatte schon mal an einem Amboss gestanden gestanden oder an einem Schleifstein Maschinenteile geglättet? Oder wer hatte in einer Eisengießerei gearbeitet? Alles mussten wir Frauen können, an den Fräsmaschinen das Eisen schneiden, die einzelnen bearbeiten,

in den Sägewerken mit schweren Bohlen und Brettern hantieren, die Kreissägen bedienen, alles das bei 30 Grad Hitze, wie bei 40 Grad Kälte, in Tag- und Nachtschicht. Außerdem musste man während der knappen Freizeit Waggons entladen, hauptsächlich Holz.

Zum Schlafen kam man in allen Lagern wenig. Da wurden wir sehr oft auf die Beine gebracht. Einmal war Zählung, Filzung, Impfung, dann ärztliche Kommission, Baden und Entlausen, mal gab's Klamotten, speckig und dreckig, lass man sich graute, sie anzuziehen. Die Frauen hatten die gleiche Arbeitskleidung wie auch die Männer und waren von diesen kaum zu unterscheiden.

Auch wurden in unserm Lager 6 Kinder geboren. In der Baracke, im Beisein junger Mädchen, fast noch Kinder, kamen die Wöchnerinnen nieder. Geburtshilfe leistete eine Hebamme, Frau Bartsch. Für ihre Säuglinge erhielten die Mütter keine Windeln, kein Stückchen Stoff zum Hemdchen. Manch arme Mutter stand ratlos da; wollte sie ihr Kind, worin. Der grösste Teil dieser armen Wesen starb nach wenigen Wochen. Mit etwas Zuckerwasser und dünner Suppe wurden sie gefüttert. Selten einmal bekamen sie etwas Milch, für die die Mütter ihr Brot verkaufen mussten. Eines dieser Kinder sah ich noch späte in einem anderen Lager im Alter von 13 Monaten wieder, ein kleines idiotisches Geschöpfchen. Arme und Beine wie Stöcke, der Körper über und über voller Ausschlag, von Stehen und Laufen kein Gedanke. Die Füßchen knickten einfach zusammen. Unter Geschwüren, Ausschlag und Karbunkeln, Furunkeln litt auch der grösste Teil der Lagerinsassen. Mücken- oder auch andere Insektenstiche wurden eitrig und verheilten schwer. Und Mücken gab es in dem sumpfigen Waldgebäude in rauen Mengen.

Zur Arbeit mussten wir in eigener Kleidung. Gerade dass die eine oder andere einen schmierigen und zerrissene Soldatenmantel oder eine wattierte Russenjacke zum Überziehen erhielt. Wenn wir durchnässt am Abend in die Baracken kamen, war es immer ein Problem, wie wir bis zum Morgen unsere Klamotten zu trocknen bekommen. Meistens mussten wir wieder in die nassen Sachen. Zum wechseln besaßen die wenigsten etwas, und die Wärme des kleinen eisernen Ofens verschlug nichts.

- 8 -

Den 1. Russischen Winter verbrachte ich in einem Lazarett. Das war typisch russisch, eine Leimbude, von der der Putz fiel, zerbrochene Fenster mit Brettern vernagelt. Der Schnee kam durch die Spalten bis in unsere Betten. Die Feuchtigkeit war in allen Wänden, und die Decken kamen uns stückweise auf die Köpfe. Die Öfen waren klein und unzureichend, dazu sehr wenig Heizmaterial. Die Verpflegung war gut, ebenso aber knapp. Die ärztliche Betreuung war ebenfalls gut, ebenso die zu unserer Pflege eingesetzten Schwestern waren freundlich und pflichtbewusst. Kurz vor Weihnachten kamen 4 deutsche Aerzte zu unserer Behandlung, darunter Spezialisten. Für die Zahnbehandlung war russische Zahnärztin da, doch die Behandlungsmethode war etwas vorsintflutlich. Das Lazarett ein früheres Militär-Lazarett, lag nahe bei an Städtchen Scapin. Alle 10 Tage mussten wir zum baden. Die Einrichtung war die übliche, Waschbecken Waschbecken und Brause. Anschließend gab es frische Wäsche, aber nicht immer saubere. Diese wurde nicht gekocht, sondern in heißem, stark Salmiak enthaltendem Wasser gewaschen. Die Bettlagen wurden ebenfalls erneuert. Um bei



strengeren Frost nicht zu frieren, lagen wir zu zweien in einem mehr oder weniger werbeulnten Bett. Die Sterblichkeit hatte sehr nachgelassen. Als wir uns wieder erholt hatten, wurden wir wieder in ein Arbeitslager werschickt. Zuerst kam ich mit noch 24 Frauen auf einen Soldatenkolchese, wo etwa 250 Deutsche und etwa 175 Ungarn waren. Hier hielten wir uns gewissermassen zur Nachkur auf und machten leichte Arbeiten in einer Gärtnerei. Nach 6 Wochen hiess es wieder das Bündel schnüren, und wieder ging es unbekanntenen Zielen zu. Stundenlang fuhren wir mit dem D-Zug durch russisches Land. Stundenlang hatten wir denselben Anblick, kleine Dörfchen, werfallene Häuschen, Busch und Gestrüpp und kilometerweite Felder. - Als wir am Ziel waren, stellten wir mit Entsetzen fest, dass wir wieder in einem Torflager gelandet waren. Mussten wir im ersten Sommer den Torf urbar machen, so mussten wir jetzt den fertigen Torf zum Trocknen aufsetzen.

Nach einigen Wochen brachte man noch mehr Männer zu uns, Soldaten und Zivil-Internierte, später auch Ungarn, Rumänen, Polen und strafgefangene Russen. In der Fabrik arbeiteten auf viele freie Russen. Oft mussten wir die Feststellung machen, dass der russische Arbeiter nicht das notwendigste zum Leben hatte und noch schlechter gestellt war als wir Gefangenen. Die werpflegung war rationiert und markenpflichtig. Alte Leute und Kinder bis zu 14 Jahren erhielten sehr wenig Brot z.B. 200 gr. pro Tag. „Wer nicht arbeitet, braucht auch nicht zu essen.“

Die Arbeitenden erhielten ihren Verpflegungssatz nach Gruppe und Arbeitsnorm, und der grösste Teil konnte sich die Marken nicht auskaufen. Dies' Elend war besonders in Herbst und Winter 1946/47 gross. Ein russischer Schriftsteller sagte, „Das, was der Russe durch ehrliche Arbeit Verdient, gibt er für Gott und den Zaren, das, wen er zum Leben braucht, muss er stehen.“ War das schon in zaristischen Russland so, so ist das heute in kommunistischen nicht anders. Einen eigenen Besitz kennen die wenigsten. Mit Vorratswirtschaft sind sie nicht besonders wertraut und halten nicht viel davon. Wozu auch? Es könnte gestohlen werden!

**(Jene bewährte Devise hatte ich in der Zone auch noch kennen gelernt, sie lautete: „Wenn alle klauen, dann fehlt auch niemand etwas!“**

**Geklaut hat aber keiner! Es wurde nur *weggefunden*! Man nannte im Osten eine bestimmte Art von *Eigentumsverlagerung*: *Diebstahl zum Nachteil sozialistischen Eigentums* und jene Strafen waren teilweise auch sehr haarig!)**

Ja, die Not war zu gross, und es wurde alles gestohlen, trotz der hohen Strafen. Schwer bestraft wurden Felddiebstähle. Für 1 kg Kartoffeln z..B. gab's 2 Jahre Turm. Diese Leute arbeiteten in Sommer unter Posten auf Kolchosen und in Winter in den Fabriken. Sie fanden diese auch einesteils als das bessere, denn in Lager mussten sie die Verpflegung und Arbeitskleidung bekommen. Wer sorgte jedoch wenn sie auf *greiem*(?) Fuss standen? Der werdienst reichte lange nicht aus. Uns Deutschen gegenüber war das Volk mildherzig und steckte uns wohl auch mal was Essbares zu, soweit sie selbst was hatten. Auch unter unter sich teilten sie kameradschaftlich. Mit der Bekleidung war es ebenfalls schlecht. Zerrissen, verschmutzt kamen sie zur Arbeit. Bei einigen liess sich allerdings eine gewisse Eleganz nicht verkennen. Die Gegensätze sind, wie vielleicht in keinem anderen Land, gross.

Das Volk nahm all das Elend mit Sturheit hin, die uns oft entsetzte und zum Nachdenken zwang, schreibt doch Dostojewski in einem seiner Romane: In keinem Land weis das Volk so sinnlos leiden und zu sterben wie in Russland". In frühester Jugend müssen sie Entbehrungen und Leid mancher Art ertragen, daher kommt es vielleicht, dass sie sich ihrer elenden Verhältnisse gar nicht bewusst werden und vieles Schwere und Bittere als Selbstverständlichkeit hinnehmen.

In den letzten Monaten unserer Gefangenschaft erhielten wir von der Fabrikleitung für 2 freiwillige mehr geleisteten Arbeitsstunden, also statt 8 arbeiteten wir 10 Stunden, 1 kg Brot oder 3 Rubel, was ansich gleichwertig wer. Dadurch erhielten wir uns ganz gut, und unser Aussehen besserte sich ebenfalls. Das hatte zur Folge, dass wir als wir etliche Wochen später nach Deutschland kamen, von unseren Landsleuten verwundert gefragt wurden, ob wir tatsächlich auch aus Russland kämen.

Die sanitäre Betreuung unterstand deutschen Ärzten und Schwestern, denen ein russischer Arzt Verstand. Doch leider liess die Kameradschaftlichkeit und dss Pflichtbewusstsein unserer deutschen Landsleute sehr zu wünschen übrig. Durchweg Egoisten und schmutzige Postenjäger liessen sie sich zu manchem unedlen Tun hinreissen. In vieler Beziehung konnten sich diese Ärzte lernte ihre russische Kollegen als Vorbild nehmen. verschiedene russische Ärzte und Ärztinnen habe ich kennengelernt, denen ich meine Hochachtung nicht versagen kann.

Mit der uns von der Lagerleitung eingeräumten und gewährten Freiheit machte sich ein ziemlich lockeres Leben bemerkbar. Die Moral litt sehr unter den Verhältnissen zumal verschiedene unserer Frauen ihre Frauenehre für ein Stück Brot verkauften.

Furchtbar war die Stimmung in heimwehsschweren Stunden, wenn Heimatlieder erklingen und ein Kopf nach dem andern in das Dunkel der Betten versank, oder wenn wir an den Festtagen im Geiste mit unseren Lieben zusammen waren. Wer zählt die Tränen, die über die Wangen rollten? Wer ermisst die Bitterkeit all diese Jahre? Ein russische Offizier sagte mir: „Wer solch' eine Gefangenschaft durchmachen muss und sie überlebt, ist ein Held.“ Und fürwahr, vielen fehlte der Mut, dieses Leben zu ertragen. Sterben war Erlösung.

Oft überlegten wir, was wohl aus der Heimat geworden ist, wussten wir doch nur ungenaus und konnten uns kein richtiges Bild machen über die politische Lage. So z.B. wollten wir in den ersten beiden Jahren nicht glauben dass der Russe in Deutschland und Deutschland eigentl. Deutschland ist. Später als wir Post erhielten, kam dann manch Aufklärung und - Enttäuschung. Wer bangte nicht um die Zukunft seit er wusste, dass das Vaterhaus nicht mehr besteht. Oder der Pole sitzt auf dem Hof! Oder wenn nachricht über verstorbene Angehörige eintraf. Einige Lagerleitungen hatten wir seit Ende 1946 auch, die uns neben Lagerberichten allerlei Schilderungen aus der Heimat brachten. In den politischen Versammlungen bekamen wir mancherlei über die allgemeine Lage zu hören. Ja, wir wurden „geschult“ und „entnazifiziert“. An Abwechslung wurde uns im Laufe meines meines letzten Jahres in der Gefangenschaft mancherlei geboten. So durfte 2 mal in der Woche mit den Männern des Lagers getanzt werden. Einige Male wurden uns schöne Konzerte zu Gehör gebracht. Deutsche Männer spielten auf deutschen Instrumenten in weitem russischen Land. - Man fühlte

sich in irgend einen grossen Musiksaal in Deutschland versetzt. Aus den verschiedensten Blas- und Streichinstrumenten und Schlagwerkzeugen warden klangvolle Töne entlockt.

- 10 -

Sogar Klavier und Flügel waren da. Wirkliche Könner waren auch am Werk, Männer, die in der Heimat Namen und Ruf als Musiker hatten. Schwierig war die Beschaffung der Noten. Grösstenteils wurde alles nach dem Gedächtnis handgeschrieben, zum Teil auch selbst komponiert. Die Leistungen unserer „musizierenden Männer“ waren so gross, dass ihnen die russischen Offiziere ihre Anerkennung nicht versagen konnten. - Kurze Einakter, Ausschnitte aus Operetten usw. wurden ebenfalls geboten. Jedenfalls waren diese Darbietungen immer ein Erlebnis für uns und bildeten lange Zeit Gesprächsthema.

Doch vor und nach Allem stand immer wieder die grosse Frage: Wann fahren wir nach Hause? Immer und immer wieder war uns nun bereits seit 2 ½ Jahren die Heimreise versprochen worden und immer und immer verstrich der festgesetzte Termin, und jedes Mal wurde die Enttäuschung grösser. Als es dann im März 1948 doch so weit kam, konnten es viele nicht begreifen. Soll es wirklich Heimkehr sein? Aber dann wurden Pläne geschmiedet, und die Zukunft sah nur rosig aus. Wieviele wurden aber enttäuscht, als sie wieder heimatlichen Boden betraten. Es war ein ganz anderes Deutschland, in das wir heimkehrten. Da hatten die Menschen auch gehungert, gedarbt und waren dem Elend preisgegeben, lebten in Baracken, wurden in Lager zusammen gepfercht.- Ja, viele der Russlandheimkehrer konnten es nicht fassen, dass dieses arme, hungernde, zerstörte und zerstückelte Land auch „Deutschland“ heisst. Und doch ist es Heimat!

Heimat, nach der wir uns in den Tagen der Gefangenschaft fast in Heimweh verzehrten.

Wer die Heimat liebt, so wie Du und ich,  
ist in fremden Land niemals glücklich.

M. K. . . .g